

# Nutzen und Nachteil der Archivarbeit für die historische Forschung

von Friederike Scholten

## Einleitung

Vor dem Hintergrund einer internationalen Fachtagung der „Medea“-Gruppe zum Thema „Modeling semantically Enhanced Digital Edition of Accounts“<sup>1</sup> wurde u. a. immer wieder die Problematik der Zusammenarbeit mit den Archiven diskutiert. Die Benutzung verschiedenster Bestände und dabei vor allem der Einsatz von Digitalisaten und deren Veröffentlichung scheint immer wieder problembehaftet zu sein – und dies nicht nur in Deutschland. Dabei fiel immer ein Begriff: das sog. „mean archive“ (im Sinne: das „böse“ Archiv) – eine offensichtliche Bestätigung des angespannten Verhältnisses zwischen Forschern und Archivaren.

Mit diesem Eindruck erscheinen mir Überlegungen zur Zusammenarbeit zwischen der Geschichtsforschung und dem Archiv umso wichtiger. Jedoch gibt es an dieser Stelle folgende Einschränkung: Dieser Vortrag dient nicht dazu, die These des „mean archive“ zu unterfüttern – vielmehr geht es um Erklärungsansätze, wie derartige Meinungen zustande kommen. Deshalb beruht mein Beitrag zu diesem Symposium nicht einfach nur auf Anekdoten und Erfahrungen – sondern soll er einen systematischen Versuch darstellen, die Problematik der doch immer wieder aufkommenden Barrieren zwischen den beiden Fächern zu identifizieren, zu überwinden und vielleicht sogar Ideen zur Vermeidung zu entwickeln.

Nicht umsonst ist daher, im weitesten angelehnt an Friedrich Nietzsches zweite seiner vier „Unzeitgemäßen Betrachtungen“<sup>2</sup>, der Titel dieses Vortrages so gewählt, dass er ambivalent ist: „Nutzen und Nachteil“ – Nietzsche kritisierte 1874 unter diesem Titel die vor- aber eben auch manchmal nachteilhafte Bedeutung der Historie (Geschichtswissenschaft) für die Gesellschaft. Nietzsches zentraler Kern ist hier zugleich aber auch „fehlende Anerkennung“, „Verkennung“ und das Problem der eigenen „Selbstüberschätzung“ der geschichtswissenschaftlichen Forschung – Begrifflichkeiten, die eng mit beiden

Feldern, in denen die Archivare und Historiker tätig sind, verknüpft werden sollten und, so die These, Ursache für Missverständnisse und Spannungen sind.

## Wenn Perspektiven aufeinanderprallen

Die These ist also, dass Missverständnisse und Uneinigkeit zwischen Historikern und Archivaren durch Unwissen und in der Folge somit durch fehlende Anerkennung erzeugt werden. Um welche Perspektiven handelt es sich dabei konkret?

Historiker haben es nicht leicht: Wir werden stets in die gesellschaftliche Pflicht genommen, unsere Arbeit zu legitimieren. Aber dies kommt nicht immer von ungefähr: Der Historiker macht zuweilen den Fehler, wie andere Forscher im Übrigen auch, Intoleranz zu zeigen, den bekannten „Elfenbeinturm“ zu erklimmen und auf die Welt hinabzuschauen. Uns Historikern wird somit immer wieder Realitätsfremde vorgeworfen. Archive beklagen sich in diesem Zug, dass der Geschichtswissenschaftler dann häufig fordernd auftritt und scheinbar wenig Wertschätzung für das aufbringt, was in Archiven geleistet wird. Es wird von einer gewissen Flüchtigkeit gesprochen, mit der der Wissenschaftler ins Archiv geht, um simpel „Informationen“ abzugreifen.<sup>3</sup> Auf der anderen Seite ist es aber eben auch der Historiker, der sich missverstanden fühlt: Ihm erscheint das Archiv oft als Institution voller Regularien, die ihn in seiner Arbeit behindern, manchmal gar ausbremsen. Aus Forscherperspektive wirken einige Gesetze und Regeln willkürlich und wenig sinnvoll – in der Folge fühlen wir uns und

1 Tagung vom 22.–24. Oktober 2015 an der Universität Regensburg. Für weitere Informationen siehe <http://medea.hypotheses.org/uber> [Stand: 18.01.2016, gilt ebenfalls für alle nachfolgenden Hinweise auf Internetseiten].

2 Friedrich Nietzsche, Unzeitgemäße Betrachtungen. Zweites Stück: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Leipzig 1874.

3 Vgl. Diskussion „Die Archive und die historische Forschung – eine Podiumsdiskussion zwischen Archivaren und Historikern“, in: *Archivar* 64 (2011), Heft 4, S. 370–386, hier S. 372.



Quelle: *Archivar* 64 (2011), Heft 4, S. 370

unsere Arbeit in der Relevanz nicht ernst genommen und können wir das Archiv nicht länger als sogenannte Schatzkammer für unsere Forschung wahrnehmen.

Spannungen auf beiden Seiten und in der gemeinsamen Arbeit sind so vorprogrammiert.

Aber aus der Nähe betrachtet, sind sich u. a. die kulturpolitischen Beiträge der Archive und der Geschichtswissenschaft doch ähnlich: Das Archiv ist mit seiner historisch-kulturellen Dienstleistung fest in der Gesellschaft verankert; durch die Entscheidung, was bewahrt wird, durch das Sichern, das Bewerten hat die Institution Archiv hochrangige Bedeutung in der Forschung.<sup>4</sup> Wenn es um Kontextualisierung und Analyse geht, tragen beide Bereiche zum Ausbau der kulturellen Bildung der Gesellschaft bei: Sowohl Archive als auch die Geschichtswissenschaft sind Kulturdienstleister, denn beide leisten einen nennenswerten Beitrag in der kulturpolitischen Öffentlichkeit.

Also geht es in der Kontroverse scheinbar weniger um die Inhalte und jeweiligen Aufgaben beider Felder (denn sie sind meines Erachtens klar definiert, voneinander abgegrenzt und ergänzen sich inhaltlich). Sondern, um hiermit wieder zu Nietzsche zu kommen: Es geht um den Wert beider Institutionen und dessen Anerkennung – und damit diese sich auch tatsächlich gegenseitig anerkennen, muss intensiv Kommunikation betrieben werden. Daran mangelt es in der Regel am meisten. Der Ausdruck „mean archive“ der Kollegen beruht sicherlich auf schlechten Erfahrungen, aber eben auch auf z. T. großer Unwissenheit der Forscher über die genaue Tätigkeit und die Rolle der Archive im Allgemeinen. Am ehesten begegnen wir als Geschichtswissenschaftler und Archivare diesem Problem, indem wir unsere Arbeit transparenter gestalten. Wertschätzung und Interesse wachsen durch Kommunikation und Transparenz. Und diese Transparenz ist ein guter Ausgangspunkt für eine gute Zusammenarbeit.

### Transparenz leben

Sie wissen besser als ich, dass ein Archiv mehr ist als ein Ort der Aufbewahrung, als eine Behörde mit gesellschaftsrelevanten Verwaltungsaufgaben. Doch dieses „mehr“ muss nach außen transportiert werden.<sup>5</sup> Gerade als Ent-

scheidungsinstanz darüber, was letztendlich bewahrt und in der Folge gesichert, erfasst, bewertet, erschlossen und ausgewertet wird. Benutzungsordnungen, Sperrfristen und Anträge, auch wenn sie den Nutzer häufig einschränken, sollen eine reibungslose, gerechte Benutzung durch jedermann sicherstellen und ihn nicht daran hindern. Doch dies darf man nicht einfach beim Nutzer als bekannt voraussetzen.

Die Kernarbeit des Geschichtswissenschaftlers wiederum liegt zunächst oft in der Erzeugung von Forschungsdaten. Anhand (meist) konkreter Fragen werden Aufzeichnungen dann erfasst, kontextualisiert und ausgewertet. Am Ende steht in der Regel eine Publikation. Dies hört sich zunächst alles wunderbar an, aber begrenzte finanzielle Mittel, Publikationsdruck und das Verlangen nach weiteren Erkenntnissen machen das Forschen oft zu einem großen Kampf und sind Erklärungsansätze für das zum Teil fordernde Auftreten in Archiveinrichtungen. Auch das ist geschichtswissenschaftliche Realität.

Fakt ist also: Wir können nicht ohne einander – und wir wollen es auch nicht. Für einen Großteil der Historiker ist die Zeit im Archiv ein ganz selbstverständlicher Teil der wissenschaftlichen Karriere. Wenn wir den Blick in die Zukunft wagen und über unseren Arbeitsalltag nachdenken, werden Bündnispartner unerlässlich.<sup>6</sup> Eine erfolgreiche Archivarbeit funktioniert nur mit guten Partnern in der Forschung, und andersherum ist für erfolgreiche Forschung gute Zusammenarbeit mit dem Archiv unverzichtbar.

Und es sind die Quellen, die auf die Archivare und Forscher gleichermaßen angewiesen sind, können sie doch nicht einfach für sich selbst sprechen. Das steht fest. Der Erkenntnisgewinn sollte an erster Stelle stehen:

„Archivar und Historiker haben für ihre berufliche Tätigkeit den gleichen Ausgangspunkt und denselben Weg zu einem gemeinschaftlichen Ziel: der Erkenntnis der historischen Vergangenheit auf der Grundlage ihrer Quellenzeugnisse. Auf dieser Grundlage baut sich die spezifische Grundlage beider auf. Während der Archivar Zweck und Sinn seiner Aufgabe in erster Linie in der Erfassung, Ordnung und Verwaltung und Erschließung archivalischer Quellen sehen muss, ist der Historiker bestrebt, aus der verwirrenden Fülle und bunten Mannigfaltigkeit der Quellen ein klares Bild von der Geschichte zu gewinnen. Beide Aufgaben hängen auf das engste zusammen, sie bedingen sich und stehen in unlösbarer Wechselbeziehung zueinander. So wird der gute Historiker in gewissem Sinne auch Ar-

4 Vgl. Sabine Stopp, Marketing im Archiv – Ein Denken vom Markt her, in: *Archivar* 63 (2010), Heft 3, S. 261–266, Abb. 1, S. 262.

5 Vgl. Rainer Hering, Heimatforscher und Geschichtsinteressierte ins Archiv, in: *Archivar* 66 (2013), Heft 4, S. 416–423, hier S. 417.

6 Dies wurde schon vielfach diskutiert: „Es geht nicht nur um die Inhalte, sondern um den Wert der Archive an sich. Dazu bedarf es einer grundlegenden Änderung im Verhalten der Archive (...) Damit aber die Zukunft der Archive gesichert wird, benötigen wir Bündnispartner.“, in: Ulrich S. Soénius, Archive in der lokalen und regionalen Kulturpolitik – engagiert und gemeinsam, in: *Archivar* 68 (2015), Heft 2, S. 125–127, hier S. 126.

chivar sein müssen, und der Archivar kann, ohne Historiker zu sein, keine wirklich fruchtbare Arbeit leisten.“<sup>7</sup>

### Kommunikation: Wenn Historiker Wünsche frei hätten

Kommunikation ist also der Schlüssel – kein wirkliches Novum, aber einen Versuch wert, und es ist immer wieder notwendig, daran zu erinnern. Fangen wir direkt damit an und werden wir konkret. Dieser Vortrag dient gleichermaßen auch als Forum, um zu formulieren, was die Forscher eigentlich erwarten, wenn sie ins Archiv gehen. Wie kann man Missverständnisse und Unzufriedenheit vermeiden?

- Flexibilität bei der Herausgabe von Archivalien: Gerade bei der Benutzung von Quellen unter seriellem Aspekt ist eine Mengenbeschränkung der am Tag einzusehenden Archivalien äußerst hinderlich.
- Reproduktionen, insbesondere mit der eigenen Digitalkamera: ein immer wieder sehr kontrovers diskutiertes Thema – verständlich, da gerade die Alternative – Reproduktion versus kostenpflichtige Scans – ein nicht zu unterschätzender, auch finanzieller Faktor ist. Aber gerade für die Forschung stellen Beschränkungen oftmals ein Problem dar, aus finanziellen oder auch zeitökonomischen Gründen.
- Vernetzung von Archiven untereinander: Jedes Archiv ist anders. Ds führt dazu, dass man als Benutzer von oft verschiedenen Gepflogenheiten und Regularien der Häuser zunehmend irritiert ist. Eine Vereinfachung der Arbeit würde dadurch gewährleistet, dass Archive (z. B. die eines Bundeslandes) sich hinsichtlich bestimmter Fragen auf bestimmte Standards verständigen würden (ein gemeinsamer Dachverband ist hier nicht ausreichend) – dies würde auch eine Erleichterung bei der Ausleihe von Archivalien zwischen den Häusern bedeuten.
- Flexible Öffnungszeiten beibehalten.
- Dauer der Aushebung: Verbesserung ist oft noch möglich, aber in vielen Einrichtungen bereits ideal.
- Planung des Archivaufenthalts: Je nach Archiv ist eine Voranmeldung der Benutzung nötig, teilweise mit längerer Vorlaufzeit – verständlich, aber für akute Fragen wenig benutzerfreundlich und schwierig umzusetzen.
- Online-Auftritt und Digitalisate: Der digitale Wandel in unserer Gesellschaft, der deutlich spürbar ist, ist längst kein „Neuland“ mehr. Der wissenschaftliche Alltag wird dominiert von online-Herausforderungen: Als Benutzer ist ein entsprechend informativer Internet-Auftritt, der idealerweise Online-Findmittel enthält, ähnlich wichtig wie eine klare Meinung zur Erstellung von Digitalisaten, eine Diskussion, die hier jedoch zu weit führen würde. Die Anforderungen an Archive mit digitalen Infrastrukturen sind breit gefächert – entsprechend sind auch die Forderungen der Forschung vielfältig. Aber auch auf Seiten der Forschung, sofern wir denn von „Seiten“ sprechen möchten, müssen Gren-

zen gezogen werden: Man kann historische Forschung nicht ausschließlich vom heimischen Schreibtisch aus betreiben.

- Kommunikation mit den Nutzern: Als Benutzer eines Bestandes ist man maßgeblich auf einen guten Kontakt mit den Bearbeitern bzw. Betreuern angewiesen, denn nur so bekommt man zusätzliche Hinweise und Tipps.

### Akute Herausforderungen an Archive und Forscher

Archive als Gedächtnis, Speicher oder sogar Gewissen einer Gesellschaft<sup>8</sup> haben es oft noch mit einer alt ererbten Schwellenangst der Gesellschaft zu tun, die es zu überwinden gilt. An dieser Stelle sollen keine Besucherstatistiken oder besser Vermarktungsstrategien diskutiert werden. Vielmehr geht es in diesem zweiten Teil des Vortrags um eine ganz bestimmte Besuchergruppe, die zunehmend kleiner wird: Studierende.

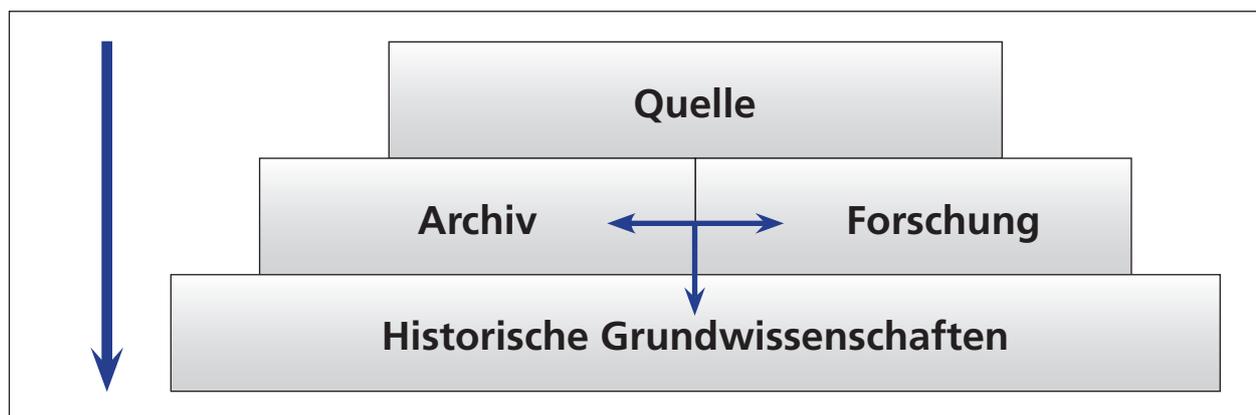
Wenn wir von einer professionellen und gut gemachten Geschichtswissenschaft sprechen, ist ein angemessener Umgang mit Quellen unabdingbar. Den Umgang mit Archivalien lernen die meisten Historiker allerdings erst durch das Schreiben ihrer ersten großen Qualifikationsarbeit, meines Erachtens zu spät, denn wo, wenn nicht im Archiv, lernt man das historische Arbeiten, und das am besten so früh wie möglich. Als angehende Historiker merkt man spätestens hier, ob man für den Beruf gemacht ist oder nicht. Nur so wird man zum Detektiv: Man ist so der Erste, der Dinge erfährt, und entscheidet schließlich, wie damit umgegangen wird.<sup>9</sup>

Welches Problem gibt es mit der Ausbildung der Forscher von morgen? Eine simple Recherche im kommentierten Vorlesungsverzeichnis des Historischen Seminars der Universität Münster zeigt, dass im aktuellen Semester (Wintersemester 2015/16) vier Veranstaltungen mit explizit integrierter Archivarbeit angeboten werden. Derartige Veranstaltungen sind wunderbar und unfassbar wichtig im Rahmen der Ausbildung zum Historiker, zumal diese auch häufig über Kooperationen mit den hiesigen Archiven funktionieren. Doch in Anbetracht der Tatsache, dass insgesamt circa 120 Veranstaltungen im Vorlesungsverzeichnis aufgeführt sind, erscheint dieses Angebot doch als äußerst dürftig. Hinzu kommt, dass der Besuch dieser Veranstaltungen für die Studierenden nicht obligatorisch, also nicht im Curriculum vorgesehen ist. Das ist schade, denn aus Erfahrung bedeutet die erste Auseinandersetzung mit Archivalien eine gewisse Hürde für jedermann, gerade für Studierende: unbekannte Institution, unbekannte Strukturen, selbstän-

7 Geleitwort in: Archivar und Historiker. Studien zur Archiv- und Geschichtswissenschaft: Zum 65. Geburtstag von Heinrich Otto Meisner (Schriftenreihe der staatlichen Archivverwaltung 7), Berlin 1956, S. 7.

8 Vgl. Rainer Hering, Heimatforscher und Geschichtsinteressierte (wie Anm. 5), S. 417.

9 So betont auch Christopher Cornelißen: „Meine Erfahrung ist, dass in der Regel die praktische Arbeit von Studierenden in den Archiven die weiterhin sinnvollste Begegnungsstätte ist.“, in: Diskussion (wie Anm. 3), 380.



Die Relevanz der Historischen Grundwissenschaft

diges Arbeiten und schließlich die große Problematik der Lesbarkeit alter Handschriften. Irgendwo also auch verständlich und logisch, dass prozentual nur wenige Studierende den Weg ins Archiv finden.<sup>10</sup>

All dies rührt aus dem immer deutlicher werdenden eklatanten Mangel an quellen- und arbeitspraktischen Übungen in den Studienplänen der deutschen Hochschulen. Zwar werden in den Proseminaren Einführungen in die Hilfswissenschaften gegeben, jedoch bleiben diese leider oft unzureichend und an der Oberfläche. Zudem finden diese Einführungen in den ersten Semestern statt – ein zu großer Abstand bis zum ersten Gang ins Archiv. Bei den Studierenden handelt es sich also schlicht um ein Defizit an Kenntnissen und Fertigkeiten, die im Studium nicht vermittelt, aber in der wissenschaftlichen Arbeit natürlich weiterhin benötigt werden. Waren früher, bis zur Einführung der Bachelor- und Master-Studiengänge, die „Historischen Grundwissenschaften“ z. T. noch ein eigenständiges Fach, sind sie heute nur noch ein Mittel um die Vielfalt des Studienangebots zu erweitern, verdrängt von kulturgeschichtlichen und globalgeschichtlichen Interessen. Die sog. „Aura des Originals“<sup>11</sup> ist nicht mehr Teil des Unilehrplans. Man geht sogar so weit, von einer „Krise der Grundwissenschaften“<sup>12</sup> in den Geschichtswissenschaften zu sprechen. Dabei ist das Erlernen eines Bewusstseins für den Umgang mit Quellen und einschlägiger Grundlagenkompetenzen für eine quellenbezogene Geschichtsforschung unverzichtbar.

Wie in der Graphik (vgl. Abb. 2) vereinfacht dargestellt, hat man versucht, die Relevanz der Historischen Grundwissenschaft im Spannungsfeld des Archivs und der Forschung einzuordnen. Es bedarf, wie wir alle wissen, mehr als nur einer Quelle um „Geschichte zu machen“. Die Historischen Grundwissenschaften stellen die Basis dar, sowohl bei der Arbeit des Archivars als auch bei der des Historikers, wenn diese sich kritisch mit Quellen auseinandersetzen möchten.

„Mit der fehlenden institutionellen Verankerung der Historischen Grundwissenschaften ergibt sich somit eine zunehmende Verblässung eines klaren, kommunizierbaren Profils des Faches innerhalb der Fächerlandschaften an den Universitäten.“<sup>13</sup> In den Seminaren bemerken wir dies deutlich: Nur wenige Studierende haben Archiverfahrun-

gen. Sie als Archivare bekommen diese „hilflosen Studierenden“ vermutlich noch direkter mit. Problematisch daran ist jedoch auch, dass dies nur schleppend kommuniziert wird, das zeigt auch folgender Artikel in der Deutschen Universitätszeitung vom Oktober 2014 unter dem Thema „Grundwissenschaften – Lehre im Notbetrieb“:

„Obwohl Historiker bereits 1939 die Bezeichnung Historische Grundwissenschaften vorgeschlagen haben, hält sich bis heute hartnäckig die etwas abwertende Benennung Historische Hilfswissenschaften. ‚Das klingt, als ob das Fach nur zur Unterstützung der eigentlichen Geschichtswissenschaft diene‘, sagt Eva Schlottheuber. ‚Dabei werden in dem Fach die Grundvoraussetzungen für das historische Arbeiten insgesamt gelehrt‘, sagt sie. Nicht nur für die Geschichtswissenschaftler von Bedeutung, sondern auch für angrenzende Fächer wie Philologien, Kunstgeschichte oder Rechtsgeschichte. ‚Letztlich macht ihre Beherrschung den Unterschied zwischen Geschichtsinteressierten und Historikern aus‘, sagt Dr. Klaus Oschema. Denn nur mit diesem Wissen könnten auch ungedruckte und oftmals unbekannte Quellen erschlossen werden – eine wesentliche Voraussetzung für innovative Forschung. ‚Jeder kann historische Studien in den Sprachen lesen, die er beherrscht. Wirklich neue Einblicke kann nur derjenige eröffnen, der die Fähigkeit besitzt, originale Materialien eigenständig zu bearbeiten‘, sagt Oschema.“<sup>14</sup>

<sup>10</sup> Vgl. ebd., S. 383.

<sup>11</sup> Ebd., S. 374.

<sup>12</sup> Nur noch zwei deutsche Universitäten haben einen Lehrstuhl für Historische Grundwissenschaften (München und Bamberg). „Ein formaler wie inhaltlicher Rückzug der Historischen Grundwissenschaften im Studium wird durch den Rückgang grundwissenschaftlicher Stellen an den Universitäten verstärkt.“, Andrea Stieldorf, Die Historischen Grundwissenschaften an den deutschen Universitäten heute – eine Bestandsaufnahme, in: *Archivar* 64 (2011), Heft 4, S. 257–264, hier S. 259.

<sup>13</sup> Stieldorf, Historische Grundwissenschaften (wie Anm. 12), S. 260. Bereits 2011 diskutierten namhafte Archivare und Historiker dies im Rahmen einer Podiumsdiskussion über die wechselseitige Wahrnehmung und Erwartungshaltung der Historiker und Archivare, zu der das Landesarchiv NRW und der VdA geladen hatten. Clemens Rehm bemerkte hier: „Müssten nicht die Historischen Hilfswissenschaften und der Umgang mit Quellen bewusster in die Studienpläne der Universitäten eingebracht werden?“, vgl. Diskussion (wie Anm. 3), S. 373.

<sup>14</sup> Artikel „Grundwissenschaften – Lehre im Notbetrieb“, in der Deutschen Universitätszeitung online 25.10.2014: <http://www.duz.de/duz-magazin/2013/11/lehre-im-notbetrieb/203>.

Was das Anliegen allerdings umso prekärer macht: Die Studierenden haben z. T. großes Interesse an der Erlernung dieser Kompetenzen – Summer Schools und Workshops werden zunehmend nachgefragt.<sup>15</sup>

Was bedeutet diese Entwicklung aber praktisch? Im Zweifel sind die ehemaligen Magister-, heutigen Master-Absolventen in der Regel noch nie auf Archiv-Ebene mit einer Quelle vor dem 20. Jahrhundert in Kontakt getreten; schlicht weil dies keine Anforderung im Studium ist. Eine Unterscheidung zwischen Studierenden mit den Bestrebungen einen fachwissenschaftlichen oder einen Lehramts-Abschluss zu machen, wäre hier nicht ratsam: Denn auch ein Geschichtslehrer sieht sich spätestens bei einer Teilnahme seiner Schüler beim Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten mit Archivarbeit konfrontiert.

Und diese Lücke können Archive zunächst nicht schließen, es ist nicht die Aufgabe der Archive, Studierenden wichtiges historisches Handwerkszeug beizubringen. Hier sind die Hochschulen in der Verantwortung: Strukturelle Veränderungen in den Studienplänen bzw. in den Studienordnungen an der Hochschule können zunächst zu mehr Fachkompetenz und in der Folge zu einem wachsenden studentischen Interesse an der Archivarbeit führen; ein klarer Appell an Wissenschaftler, Universitäten und eben auch an die Bildungspolitik.

Auch hier ist Informationspolitik vermutlich der beste Rat: Es ist Aufgabe der Universitäten und in zweiter Instanz dann auch der Archive, Studierende mit der Archivarbeit vertraut zu machen. Wie erreichen wir also eine der maßgeblichen Zielgruppen – die Studierenden? Archive können natürlich hier nicht die Arbeit der Hochschule übernehmen. Die Universitäten sind der erste Ansprechpartner in

der Ausbildung zum Methodenbewusstsein und zur Quellenkritik. Ins Blaue hinein: Eine Zusammenarbeit beider Felder auch in diesem Bereich scheint vielversprechend, kann man sich doch auch hier wunderbar ergänzen. Neue Hilfswissenschaften könnten so entwickelt werden.

### Schluss

Dieser Vortrag ist nicht der erste und wird auch nicht der letzte sein, der die Vereinbarkeit, den Nutzen und den Nachteil der Archivarbeit für die Forschung diskutiert. Intention an dieser Stelle war es, das Thema aus der Perspektive der historischen Forschung zu beleuchten und parallel um Verständnis für den Standpunkt des Historikers zu werben und auf ein Forum zu hoffen, in dessen Rahmen konkrete Möglichkeiten überlegt werden können. Wir selbst als Archivare und Historiker sind die besten Vermittler unserer Anliegen, und es ist daher ratsam, diese Anliegen deutlich zu formulieren und einen Konsens zu finden. Die Artikulation der eigenen Interessen ist ein wichtiger Bestandteil, denn nur so kann gewährleistet werden, dass ein Austausch auf Augenhöhe stattfindet. In der Folge werden beide Felder sicherlich mit neuen Anforderungen konfrontiert, die aber bestimmt zu bewältigen sind. ■



**Friederike Scholten M.A.**  
**Universität Münster**  
[Friederike.Scholten@uni-muenster.de](mailto:Friederike.Scholten@uni-muenster.de)

<sup>15</sup> Vgl. dazu Stieldorf, *Historische Grundwissenschaften* (wie Anm. 12), S. 257.